

Kapitel 1

Vor vier, fünf Jahren stand am Schwarzen Brett der U-Bahn-Station Kagurazaka in Tokyo mit Kreide geschrieben: Hirakawa und Asada haben zusammen Takuro Yoshidas Hymne an die Liebe gesungen. Die AG fällt aus. Hirakawa ist tot.

Vor vierzehn, fünfzehn Jahren stand eines Nachts am schwarzen Brett des Hanshin-Bahnhofs Nishimotomachi in Kobe: Ich habe bis halb zehn auf dich gewartet. Du Schuft. Akiko.

Weder das eine noch das andere hatte etwas mit mir zu tun, und doch sind mir diese Kreidegeister in lebhafter Erinnerung geblieben. Ob mich ihre Traurigkeit berührt hat, das an einen Fluch grenzende zwanghafte Bedürfnis, eine Nachricht zu hinterlassen?

Mit Ende zwanzig hatte ich mich in Tokyo zugrunde gerichtet und stand ohne jede Habe da. Die folgenden neun Jahre lebte ich von der Hand in den Mund, mal hier und mal da. Die Bank am Bahnhof Nishimotomachi, auf der ich mitten in der Nacht saß, jämmerlich, ohne Ziel und ohne Zuhause, fällt auch in diese Zeit. Es war eine eisigkalte, windige Nacht nach Neujahr. Die Jämmerlichkeit, keine andere Zuflucht mehr zu haben als diese Bahnhofsbank, war am Ende vielleicht meine Rettung. Es gibt Frauen, die meistern ihr Leben, selbst wenn sie ihren Job an den Nagel gehängt haben, und es gibt Männer, die können das nicht. Einer dieser Zauderer war ich.

Im Sommer 1983 kehrte ich – wieder ohne Habe – nach Tokyo zurück, wo ich auf Betreiben eines mir wohlgesonnenen Menschen eine Stelle antreten sollte. Am Ende der Sackgasse Armut angelangt, war ich ihm dankbar, aber die Aussicht, als gescheiterter Angestellter wieder in einer Firma zu arbeiten, ließ mich insgeheim verzweifeln.

Der Sommer jenes Jahres war unbarmherzig heiß. Ich hatte mir im hinteren Teil von Sasugaya-cho in Koishikawa ein unmöbliertes Apartment gemietet, aber mein Gepäck beschränkte sich auf ein in der Ecke liegendes Bündel mit Wäsche; am nächsten Tag mußte ich in die Firma, doch Geld, um mir Anzug und Schuhe zu besorgen, hatte ich nicht. Neun Jahre lang hatte ich weltverloren auf Holzsandalen gelebt. Mein letzter Bürojob lag elf Jahre zurück. Mittlerweile war ich achtunddreißig. Mein Herz hatte ich schon einmal verschenkt, die Freude oder den Schrecken einer Familie aber kannte ich nicht, und gerade deshalb hatte ich mich, allein, wie ich war, von der Welt verabschieden können. Doch anstatt irgendwo vor die Hunde zu gehen, war ich wieder in Tokyo gelandet. Wenn einem das Wasser bis zum Halse steht, nimmt man, was kommt.

Im Zimmer herrschte stechende Hitze. Innerlich war ich erkaltet, das wußte ich mit jeder Faser meines Körpers. Ich hatte mich selbst aufgegeben, aber das konnte ich auf keinen Fall laut sagen. Schließlich war ich, ein Mann, für den es kein Zurück gegeben hatte, der sich mit Schimpf und Schande abgefunden und arrangiert haben sollte, nur allzu bereit auf den erstbesten Zug gesprungen und zu einem Leben in Anzug und Schuhen zurückgekehrt. Ich war nicht besser als jeder skrupellose Umfaller. Ich stützte meine Hände auf die Die-

len, eine kleine Spinne kletterte auf meinen Handrücken und überquerte ihn gemächlich.

Dabei strotzte ich damals noch vor Energie. Ich besaß genug Kraft, die düstere Einsamkeit, die mir dann und wann in die Knochen kroch, in Schach zu halten. Aber im Frühling meines 44. Lebensjahres, dem auf ein traditionelles Unglücksjahr folgenden »unguten« Jahr, in dem ich mich trotz Hämaturie und Schüttelfrost zur Arbeit schleppte, brach ich vor Überarbeitung bei einem Kunden zusammen und verbrachte gut fünfzig Tage mit Leberleiden im Krankenhaus. Heute, zwei Jahre später, habe ich ein ischämisches Herzleiden und könnte ohne Medikamente gar nicht mehr leben.

Wahrscheinlich werde ich nie mehr ganz gesund und bald so enden, wie man es häufig in der Zeitung liest: »Skelettierte Leiche eines alten alleinstehenden Mannes gefunden«. Mein Verstand entscheidet: Macht nichts. Soll es kommen, wie es kommt. Daß mein Herz keine Entscheidungen fällt, beweist schon die Tatsache, daß ich auf den erstbesten Zug gesprungen und nach Tokyo zurückgekommen bin. In solchen Fällen flattert es höchstens ein bißchen. Ich kann mich noch genau daran erinnern, wie es in mir rumorte, als ich vor zwei Jahren zufällig mitbekam, wie der Arzt auf der anderen Seite des weißen Vorhangs die Stimme senkte und sagte: »Geben Sie bitte sofort seiner Frau Bescheid, ich muß mit ihr reden«, und der Mensch, der mich ins Krankenhaus gebracht hatte, erwiderte: »Er hat niemanden.«

Auch wenn ich in den sieben Jahren nach meiner Rückkehr nach Tokyo körperlich an Kraft verlor, war da nichts, was meine Seele in Aufruhr gebracht hätte; mein Leben beschränkte sich auf das tägliche Hin und Her zwischen Apart-

ment und Firma, ein friedliches Dasein, wenn man so will, ohne große Traurigkeiten, aber auch ohne besondere Freuden. Die Tage vergingen, schnell, präzise, einer nach dem anderen. Abgesehen von den am Arbeitsplatz üblichen Platitüden pflegte ich keine Kontakte, an meinen freien Tagen war ich meist so erschöpft, daß ich wie ein Toter in meiner Wohnung lag und schlief. Allerdings stand dieser Tote immer wieder auf, zog Anzug und Schuhe an und machte sich auf den Weg zur Arbeit, um »noch ein bißchen zu leben«.

Mein Aufzug, den Kopf nach wie vor kahlgeschoren, die Unterlagen in einem Reisebeutel verstaut, schien meine Umgebung seltsam anzumuten. Hinter meinem Rücken zeigte man mit dem Finger auf mich, lachte mich aus, schüttelte den Kopf, bei manch einem handelte ich mir gar richtigen Ärger ein.

Meine Wohnung blieb dessen ungeachtet so leer, wie sie bei meiner Rückkehr nach Tokyo gewesen war, ich beantragte kein Telefon, besaß keinen Fernseher, hatte keine Möbel. In diesem leeren Dasein war selbst der traurige Moment, in dem ich eines Tages die Wiesenblume, die in der leeren Flasche, in die ich sie gesteckt hatte, Tag um Tag welker geworden war, wegwarf, ein Lichtblick. Im Grunde genommen war das einzige, wovon ich mich nicht trennen konnte, der Wunsch, mich von der Welt abzuwenden. Selbst der Elan, mit dem ich meiner Arbeit nachging, war eine Art Abkehr. An der kältesten Stelle meines Herzens hielt die Soll-kommen-was-kommt-Resignation die Augen aufgerissen.

Es gibt Leute, die meinen Zustand als »seelisch verwüstet« bezeichnen, dabei hat das Leben des Menschen von Natur aus weder Sinn noch Wert. In diesem Punkt unterscheidet es sich

in nichts vom Leben all dessen, was da fleucht und kreucht. Man hat ihm bloß in der Menschenwelt einen Sinn und einen Wert zugeschrieben, das ist alles. Mein Schreiben entbehrt folglich jeder Grundlage. Aber um zu leben, muß der Mensch sich die Frage stellen, warum er lebt. Diesen Widerspruch »schreibend auszuleben«, das bedeutete für mich »leben«.

Eines Jahres notierte ich am Neujahrsabend folgendes in mein Heft: »Neujahr: Kein Ziel, kein Zuhause. Niemand, der mich besucht, niemand, den ich besuchen möchte. Nachmittags Spaziergang auf dem Deich in Senju. Gemächlich zieht der schwarze Strom sein glitzernd kaltes Band am winterlichen Schilf entlang, das endlos weit sich spannt. Entdeckte Rauchsäule im trockenen Schilf. Sah beim Nähergehen einen Mann, der, umgeben von einem Haufen Müll, in einem Eisen topf auf ein paar gestapelten Steinen traditionelle Neujahrsuppe kochte. Klarer Blick.« Das war in der Nähe der Eisenbrücke gewesen, auf der die Keisei-Linie den Arakawa-Kanal überquert. An Neujahr des folgenden Jahres ging ich wieder auf den windigen Deich in Senju, in das trockene Schilf. Diesmal sah der Mann mich haßerfüllt an. Das hat ihn in meinem ereignislosen Leben zu einem unvergeßlichen Menschen gemacht.

Apropos unvergeßliche Menschen: Als ich eines Tages im letzten Jahr während der Herbstregenzeit unter aufgespanntem Schirm am Botanischen Garten Koishikawa entlangging, wurde ich plötzlich von einer fremden Frau angesprochen. »Wohin gehst du?« fragte sie mich. Auf meine unwillkürliche Antwort »zur Bibliothek« sagte sie: »Das trifft sich gut. Da können wir ja zusammen gehen«, kam näher, als wäre ich ein alter Bekannter, und ging neben mir her. Dieses furchtlose

Benehmen machte mir angst. Sie war über vierzig, ungeschminkt, und sah nicht nach jemand aus, der verheiratet war und Familie hatte. Ging ich einen Schritt schneller, ging sie ebenfalls einen Schritt schneller, fiel ich in meinen ursprünglichen Gang zurück, paßte sie sich wortlos an. Sie schien sich partout nicht abschütteln lassen zu wollen.

Wir erreichten die Bibliothek, wo sie sich wider Erwarten ganz normal an ein anderes Regal begab. Ich war erleichtert, allerdings nur kurz, dann stand sie wieder neben mir. »Kann man die hier essen?« fragte sie und hielt mir ein aufgeschlagenes, dickes Naturkundelexikon vor die Nase. Ich sah die farbenprächtige Zeichnung einer großen Raupe.

Überrascht sah ich sie an, ihre Augen waren blutunterlaufen. »Ach was«, sagte sie, »wir *haben* sie gegessen.« Die Eindringlichkeit ihrer Feststellung ließ mir das Blut in den Adern gefrieren. – Auch ich habe in meinem Leben die eine oder andere »Raupe gegessen«.

Vor zwölf Jahren habe ich in der Nähe des Bahnhofs Deyashiki, in einem Viertel rostiger Regenrinnen, meinen Lebensunterhalt damit verdient, für ein Yakitori-Lokal Spieße mit Kutteln und Hühnerfleisch zu bestücken, tagein, tagaus. Das war, die zwei arbeitslosen Jahre in Tokyo eingerechnet, im sechsten Jahr meines Vagabundendaseins.

Angefangen hatte alles damit, daß ich meine Stelle aufgab, ohne etwas Neues in Aussicht zu haben. Geendet hat es in Deyashiki in Amagasaki, nachdem ich mich, für den ehemaligen Angestellten einer Werbeagentur im 1. Bezirk von Nihonbashi in Tokyo wenig schmeichelhaft, im *Milieu* verdingt hatte: als Schuhdiener in einem Gasthaus in Okamachi in Himmeji, als Küchenhilfe in Ebisugawa-cho an der Nishinotoin-

Straße nördlich von Marutamachi in Kamigyo, Kyoto, in einem überwiegend von Yakuza frequentierten Okonomiyaki-Restaurant in Kobe-motomachi und in einer billigen Kneipe in Takamatsu-cho in Nishinomiya, in das die Besucher der Rennbahn auf dem Heimweg einen Abstecher machten.

Von den Alteingesessenen wird Amagasaki aus einer eigentümlichen Zuneigung heraus *Ama* genannt. Ehemals Burgunterstadt, sind ihre Einwohner heute zu zwanzig Prozent Menschen aus Kagoshima, Okinawa oder auch Korea, die auf der Suche nach Arbeit in den riesigen eisenverarbeitenden Fabriken gelandet sind, die man seit Anfang des Jahrhunderts in schneller Folge am Meer errichtet hatte. Die Gegend um den Hanshin-Bahnhof ist der alte Kern; geht man vom Bahnhof aus die belebte Geschäftsstraße nach Westen, kommt man in das »Viertel ohne Temperatur«: Deyashiki. Jede moderne Stadt besitzt, wenn auch versteckt, etwas von dem Charakter eines Auffangbeckens für auf der Suche nach Arbeit eingeströmte Exilanten; Amagasaki, könnte man sagen, ist eine Stadt, in der dieses Versteckte offen zu Tage tritt. Als Habenichtsbild bin auch ich hier gelandet.

In der billigen Kneipe in Nishinomiya hatte ich von Ama als einer Stadt reden hören, in der es »viele Placker« gäbe. Als »Placker« bezeichnete man in Amagasaki und Umgebung Tagelöhner und Hafenarbeiter, Männer, die wahrscheinlich keine Familie hatten, wie ich, und an Tagen, an denen sie bei der Jobsuche leer ausgingen, vor dem Bahnhof in Deyashiki herumlungerten. Schon vormittags saßen sie in Grüppchen neben der Straße und tranken Schnaps, bis sie am Ende, völlig betrunken, Lieder grölten und sich zofften; manche blieben gleich im Dreck liegen, die gummibestiefelten Beine von

sich gestreckt, und schliefen. Wenn wegen schlechten Wetters im Koshien-Stadion von Nishinomiya ein abendliches Baseball-Spiel ausfiel, wurden die Bentos, die im Stadion hätten verkauft werden sollen, am nächsten Morgen von einer Verwertungsfirma auf Lastwagen geladen und für 20 oder 30 Yen direkt von der Ladefläche an diese obdachlosen Männer und die wie Fliegen sie umschwirrenden Frauen verschleudert. Im Sommer *rochen* diese Fertigmahlzeiten, sobald man die Spanndeckel abnahm, beträchtlich, aber das nahmen die herbeiströmenden Männer und Frauen in Kauf. Ich mitten unter ihnen. Wenn die Leute *Ama* sagen, schwingt darin immer eine Traurigkeit mit, eine Traurigkeit »ohne Temperatur«: daß es eben, solch augenfällige Szenen eingeschlossen, sei, wie es sei.